

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gruete

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden

Wachdruck aller Artikel verboten

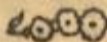
Nummer 37

Sonntag, den 12. August 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 12. August (11. Sonntag nach Pfingsten):
Maria; Montag, 13. August: Cassianus; Dienstag,
14. August: Casimir; Mittwoch, 15. August:
Maria Himmelfahrt; Donnerstag, 16. August: Hieronymus;
Freitag, 17. August: Emilian; Samstag, 18. August:
Helena.



Elfter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Markus 7, 31—37.

In jener Zeit ging Jesus weg von den Grenzen von Tyrus und kam durch Sidon an das Galiläische Meer, mitten ins Gebiet der zehn Städte. Da brachten sie einen Taubstummen zu ihm und baten ihn, daß er ihm die Hand auflegen möchte. Und er nahm ihn von dem Volke beiseits, legte seine Finger in seine Ohren und berührte seine Zunge mit Speichel, sah gen Himmel auf, seufzte und sprach zu ihm: Ephpheta, das ist: Tu dich auf! und sogleich öffneten sich seine Ohren, und das Band seiner Zunge ward gelöst, und er redete recht. Da gebot er ihnen, sie sollten es niemanden sagen. Aber je mehr er es ihnen gebot, desto mehr breiteten sie es aus und desto mehr verwunderten sie sich und sprachen: Er macht alles wohl! die Tauben macht er hörend und die Stummen redend.

*

Altar und Priester

Aufscher und Arbeiter, beide sind unentbehrlich, wenn der Bau ausgeführt wird. Was nicht ein tüchtiger Aufscher, wenn die Arbeiter nicht instande sind, die Anweisungen des Aufschers auszuführen, und der tüchtigste Arbeiter versagt, wenn er nicht vom Aufscher die nötigen Anweisungen empfängt, nach denen er Stein um Stein zusammenfügt, bis der Bau vollendet dasieht. Nicht anders ist es bei dem Wunderbau der katholischen Kirche. Der Papst ist der Aufscher. Seine Gehilfen sind die Bischöfe, und die Priester sind die Arbeiter. Beide müssen Hand in Hand gehen, wenn die Kirche vorangehen soll. Vom Papst und seinem Amte haben wir bereits gesprochen. Auch die Arbeit der einfachen Priester, die Kleinarbeit der Seelsorger, hatten wir in der letzten Betrachtung bereits erwähnt. Davon soll fernerhin noch mehr die Rede sein. Unser katholisches Volk soll wissen, was seine Priester, seine Pfarrer, Kapläne, Vikare oder wie sie heißen mögen, für eine Arbeit leisten, wie sie ihre Zeit zubringen, wie sie im einzelnen für unsere heilige Kirche tätig sind.

1. Kirche, Schule, Verein, Pfarrhaus, das sind die Hauptpläne, auf denen sich die Tätigkeit des Pfarrers abspielt. Vorab steht die Kirche im Mittelpunkt der priesterlichen Arbeit. Die Kirche ist ja auch der Mittelpunkt der religiösen Betätigung für das Volk. In der Kirche werden die heiligen Geheimnisse gefeiert, die meisten Sakramente gespendet, das Wort Gottes verkündet. Außerdem ist die Kirche Bewahrerin des hochwürdigsten Gutes, des allerheiligsten Altarsakramentes. Wie unser Glaube uns sagt, ist im Tabernakel, verborgen unter Brotpfand, unser Herr und Gott wahrhaft, wirklich und wesentlich gegen-

wärtig. Unsere Kirche ist also nicht bloßer Betraum, Versammlungsraum für die Gläubigen zum Zwecke der Teilnahme am Gottesdienste, sie ist mehr, sie ist Gotteshaus, Wohnung des Allerhöchsten. Es ist klar, daß die Behandlung des Allerheiligsten den Priester öfter in die Kirche ruft und seine Anwesenheit verlangt, auch eine besondere Aufmerksamkeit erfordert.

Die Sonne des katholischen Gottesdienstes bildet die Feier des hl. Messopfers. Um sie gruppiert sich fast der gesamte Gottesdienst. Fast alle heiligen Sakramente nehmen dort Ursprung oder werden dort vollzogen. Die Zeit der Feier der Messe ist die Morgenstunde. Nach der Mittagsstunde darf — gewisse Ausnahmen abgerechnet — die Messe nicht gelesen werden. Schon wegen der Teilnahme der Gläubigen steht die Stunde für die Messe, in langjähriger Erfahrung ausprobiert, meistens fest. Sie nimmt Rücksicht auf den Beginn des Schulunterrichtes, oder auf die Arbeitszeit, auf die Teilnahme gewisser Stände und Klassen. Wo freilich bloß ein Geistlicher angestellt ist, kann nicht viel Auswahl und Rücksicht genommen werden. An manchen Orten sind Stiftungen gemacht, um zu einer bestimmten bequemen gelegenen Stunde die Gelegenheit zur Anhörung einer Messe zu geben. Diese alten Stiftungen werden natürlich stets respektiert. Wo jedoch wegen Mangels an Geistlichen ein gestifteter Gottesdienst nicht gehalten werden kann, müssen die Gläubigen den Verhältnissen Rechnung tragen können dem Pfarrer gegenüber keine verwegene Sprache führen und etwa Vernachlässigung seiner Pflicht vorwerfen, oder gar davon reden, als stecke er das dafür ausgeworfene Geld ein. Die Kontrolle über die geleisteten Gottesdienste von seiten der bischöflichen Behörde ist so gewissenhaft, daß auf die Dauer eine solche Nachlässigkeit nicht verborgen bleiben könnte. Nach dem Kriege werden wir, da der Ausfall von jungen Priestern und Kandidaten des Priesteramtes in allen deutschen Diözesen stark ist, damit rechnen müssen, daß manche Stiftung gar nicht mehr in ihrem ganzen Umfang anrecht gehalten werden kann. Das Stiftungskapital bleibt natürlich bestehen und wird im Sinne der Stiftung verwandt, alles natürlich nur mit Genehmigung der bischöflichen Aufsichtsbehörde. Ueberhaupt kann kein Pfarrer eigenmächtig etwas, was den herkömmlichen oder gestifteten Gottesdienst angeht, aus sich anordnen oder abschaffen. Für alles das bedarf er der Ermächtigung seiner Oberen.

2. Es steht jedem Gläubigen frei, in seine Kirche eine Stiftung zu machen, sei es eine stille Messe, oder ein Amt, oder ein Devotionsamt, oder eine Andacht oder sonst einen Gottesdienst. Er hat dabei die Wahl, die Stiftung auf 50 oder 100 Jahre oder auf ewige Zeiten anzuordnen. Das Mindestkapital für eine solche Stiftung ist von der bischöflichen Behörde ganz genau festgesetzt und kann nicht vom Pfarrer willkürlich abgeändert werden. Die Stiftung ist erst dann angenommen und muß fernerhin gehalten werden, sobald der Bischof die Genehmigung ausgesprochen hat. In jeder Pfarrei gibt es solche Messstiftungen, viele von ihnen sind schon einige hundert Jahre alt. Es gibt Kirchen in unserer Diözese, die für jeden Tag im Jahre eine gestiftete Messe oder Amt haben. Der Pfarrer ist aber

außer stande, sie alle Tage zu lesen. Er muß ja alle Sonn- und Feiertage für die Gemeinde die hl. Messe lesen. Mit den anderen Tagen, an denen er ebenfalls für die Gemeinde lesen muß, macht das etwa 80 Tage aus. Es ist ihm aber streng verboten, zwei Stiftungen mit einer Messe zu erledigen. Außerdem kommen die Leute und bestellen Messen und Aemter bei Begräbnissen oder sonstigen dringenden Angelegenheiten. Die müssen doch auch gehalten werden. Da müssen also die Stiftungen zurücktreten. Denn die Lebenden haben das Vorrecht in diesen Fällen nun, wo der Pfarrer die gestifteten Gottesdienste nicht selber alle halten kann, muß er die nicht gehaltenen auf seine Kosten von anderen auswärtigen Priestern halten lassen. Er ist streng verpflichtet, darüber genau Buch zu führen und sich jederzeit über die gelesten und nicht gelesten Messen auszuweisen. Jedes Jahr kommt sein unmittelbarer Vorgesetzter, der Dekan, zur Revision, bei der die Bücher vorgelegt und eine ganze Reihe ausführlicher und ins einzelne gehender Fragen beantwortet werden müssen. Wenn nun in einer Pfarrei die Zahl der Stiftungen übermäßig groß geworden ist, daß sie den Pfarrer in der Erledigung der bestellten Messen stark behindern, oder wenn die ganz alten Stiftungen dem heutigen Geldwert nicht mehr entsprechen — man kann doch dem Pfarrer nicht zumuten, etwa für neun Kreuzer oder noch weniger, wie an manchen Orten die Gebühr tatsächlich lautet, eine Messe zu lesen, dann ist auf Antrag des Pfarrers der Bischof kraft päpstlicher Vollmacht befugt, mehrere Stiftungen zu einer einzigen zu vereinigen. Also auch hier wiederum keine eigenmächtige Abänderung durch den Pfarrer, sondern durch die Aufsichtsbehörde. Man könnte versucht sein zu fragen, warum der Pfarrer in solchen Dingen nicht mehr Freiheit zu selbständigen Entscheidungen habe. Die Antwort ist die: Es handelt sich hier um das Heiligste und Allerwürdigste der Kirche, um das heilige Messopfer. Da darf es keine Willkür, keine Eigenmächtigkeit geben, da darf das, was immer in der Kirche festgehalten und geübt worden, nicht abgeändert werden. Das katholische Volk soll nicht zu der Meinung kommen, als nehme es die Kirche nicht genau, oder es sei der menschlichen Schwäche, die sich auch beim Priester einstellen kann, und dem menschlichen Eigennutz ausgeliefert.

Wir haben etwas ausführlicher über diese Dinge geredet, weil darüber im katholischen Volke oft eine große Unwissenheit herrscht und die Leute, wenn sie in der Anordnung und Abhaltung des Gottesdienstes etwas entdecken, was sie sich nicht sofort erklären können, leicht geneigt sind, eine Erklärung zu suchen, die der Wahrheit, oft auch der Ehre und dem guten Namen des Pfarrers straks widerstreiten.

3. Die stille Messe, ohne Feterlichkeit, ohne Gesang, mit einem Ministranten, mit zwei Kerzen, das ist die einfache Form des hl. Messopfers. Aber die kirchliche Liturgie hat zur Erhöhung der Feier die hl. Messe mit einem Kranz von bedeutungsvollen Zeremonien umgeben, die nicht bloß äußerlich glanzvoll wirken, sondern auch einen innerlichen Gehalt und sinnreiche Bedeutung haben. Die nächst höhere Stufe nach der stillen Messe ist das Hochamt mit vier Kerzen. Hier werden

gewisse Teile der hl. Messe gesungen. Niemals gesungen werden die Gebete der Opferung, der Wandlung (vom Sanctus bis zum Paternoster) und der Kommunion, ebenso die Schlussgebete. Papst Pius X., der außerordentlich einschneidende Aenderungen in der ganzen Kirche angeordnet oder veranlaßt hat, hat auch das, was der Priester beim Amte zu singen hat, auf eine neue Gesangsweise gebracht, jedoch mit der Maßgabe, daß die althergebrachte Singweise noch weiter beibehalten werden darf. So erklärt es sich, daß die jungen Geistlichen, die im Priesterseminar natürlich die neue Singweise gelernt haben, die Epistel nach der neuen Art singen, die älteren Herren aber noch die alte Singweise pflegen. Ebenso haben einzelne Diözesen noch ihre alten Singarten, die sie gemäß päpstlicher Erlaubnis auch weiterhin beibehalten dürfen. Die neue Singweise im Amte ist ein Teil des neuen kirchlichen Choral, den Papst Pius X. für die ganze Kirche angeordnet hat.

Dieses Amt, auch Hochamt genannt, ist in den meisten Kirchen die am meisten übliche Art, den Sonntagsgottesdienst zu halten. An den Feiertagen tritt noch die Aussetzung des Allerheiligsten hinzu, d. h. während des ganzen Hochamtes steht die Monstranz mit der hl. Hostie über dem Tabernakel zur Anbetung ausgelegt. Dabei müssen nach kirchlicher Vorschrift mindestens sechs Kerzen brennen. Am Schlusse des Hochamtes wird mit der Monstranz der sakramentale Segen gegeben.

Nach strenger kirchlicher Vorschrift soll bei einem Hochamt von einem Sängerkor der lateinische Choral gesungen werden. Unter lateinischem Choral versteht man hier den einstimmig mit oder ohne Orgelbegleitung vortragenen lateinischen Text gewisser Stücke der kirchlichen Liturgie. (Während man sonst in der Musik unter Choral einen religiösen deutschen Text in einfacher, ruhiger Melodie versteht.) Diese Vorschrift kann aber an vielen Orten nicht beobachtet werden, weil es an Sängern fehlt, oder an einen Organisten, der lateinischen Choral spielen kann oder an sonstigen starken Hindernissen. So kommt es, daß an den meisten Orten unserer Diözese statt des lateinischen Chorals deutsche Lieder aus dem Gesangbuch gesungen werden. Nur einige wenige Pfarreien pflegen den herrlichen, schönen, der kirchlichen Feier so ganz entsprechenden lateinischen Choral. Es gibt aber in Deutschland mehrere Diözesen, die es durch energische Forderungen und jahrelange Bemühungen fertig gebracht haben, daß in jeder Kirche, auch auf dem Lande, bei jedem Hochamt, auch an Werktagen, nur der lateinische Choral gesungen wird.

Eine weitere Stufe der feierlichen Messe ist das sog. Levitenamt, das ist ein Hochamt mit drei Priestern. Nur ein Priester bringt das hl. Messopfer dar, aber zwei weitere in eigener liturgischer Kleidung ministrieren dabei. Diese beiden Priester nennt man Leviten. Einer von ihnen ist der Diakon. Er singt das Evangelium und ist der nächste beim Priester. Der andere ist der Subdiakon, er singt die Epistel und besorgt die entfernteren Dienste. Kirchen, an denen mehrere Priester angestellt sind, sehen solche Levitenämter wohl an allen höheren Feiertagen. Auf dem Lande mit nur einem Priester sehen die Leute meistens nur einmal im Jahre ein Levitenamt, nämlich am Patroziniumstag, wo die benachbarten und befreundeten Geistlichen sich einsinden.

Es bedeutet für den Pfarrer immer eine Leistung, wenn er alles, was zur richtigen kirchlichen Feier eines Hochamtes oder Levitenamtes gehört, vorbereitet und eingeübt hat. Aber die Gemeinde weiß ihm Dank, wenn sie sieht, daß ihr Pfarrer alles tut, was zur Verherrlichung des Gottesdienstes und zur Erbauung der Gläubigen gereicht.



Der hl. Hyacinth,

Apostel des Nordens und größter Wunder-täter seiner Zeit.

17. August.

Gott ist mein Zeuge, wie mich nach euch allen verlangt mit der Barmherzigkeit Jesu Christi. Philipp. 1, 8.

Echter Seeleneifer war's, der den hl. Apostel Paulus trieb, diese Worte an die Philipper zu richten. Echter Seeleneifer war es auch, der das Leben des hl. Hyacinth beherrschte, der ihn leitete in seinem Streben nach Selbstheiligung, der ihn führte in seinen unermüdblichen Reisen und Arbeiten. Hyacinth stammte aus dem edlen Geschlechte der Odrowas zu Konstke in Schlesien. Er wurde geboren um das Jahr 1185 auf dem Schlosse Komien (zu deutsch: Stein), das damals zu Polen gehörte. Der Knabe vereinte ernste, sinnige Gemüthsart mit einer reichen geistigen Veranlagung. Er war die Freude seiner Eltern und besonders auch seines geistlichen Oheims Jvo, der damals Kanzler von Polen war. Er besuchte die Schulen in Krakau und Prag, wo er mit gutem Erfolge Philosophie und Theologie studierte. In die Heimat zurückgekehrt, erhielt er bald eine Domberrnstelle in Krakau und empfing die hl. Weihen. Im Jahre 1218 reiste sein Oheim nach Rom, um die Bestätigung für seine Erhebung auf den bischöflichen Stuhl von Krakau zu erwirken. Hyacinth und sein Bruder Geslaus begleiteten ihn.

Um diese Zeit fielen die kriegerischen Preußen, die damals noch Heiden waren, mehrmals in Polen ein. Sie zerstörten Kirchen und Schulen, mißhandelten die Geistlichen und verwüsten alles mit Feuer und Schwert. Mit den Waffen in der Hand mußten sich die Christen verteidigen. Es wurde ein Kreuzzug gegen die Preußen gepredigt. Bischof Jvo von Krakau wünschte ihnen aber nicht bloß tapfere Krieger gegenüberzustellen; gar gern hätte er auch seeleneifrige Missionare unter sie geschickt. Als er nun in Rom den großen Ordensstifter Dominikus kennen lernte, bat er denselben um tüchtige Missionare. Zu seinem großen Leidwesen mußte aber der Heilige erklären, daß er keine Missionare mehr zur Verfügung habe, insbesondere nicht solche, welche die polnische und deutsche Sprache beherrschten.

Hier kam nun so recht der große Seeleneifer des jungen Hyacinth zum Durchbruch: Kurz entschlossen entsagte er der ehrenvollen und schönen Laufbahn, die ihm als talentvollen jungen Priester, als nahen Verwandten des Bischofs von Krakau offen gestanden hätte, und trat in den Predigerorden, um Missionar zu werden. Mit ihm traten ein: sein Bruder Geslaus und zwei Edelknechte, ein Deutscher und ein Mähre. Aus den Händen des hl. Dominikus selbst empfingen sie das Ordenskleid und legten schon nach einigen Monaten die feierlichen Gelübde ab.

Nun konnte Hyacinth so recht seinem Seeleneifer die Flügel schießen lassen: Mit seinen Genossen verließen sie, als neue „Prediger-Brüder“ die christliche Hauptstadt. Zu Fuß ging's durch Venedig. Bald kamen sie nach Friesach in Kärnten. Ihre Predigten machten solchen Eindruck, ihre recht apostolische Lebensweise erregte solche Bewunderung, daß Volk und Edle sehnsüchtig ein Kloster zu haben wünschten. Der Erzbischof von Salzburg unterstützte dieses Verlangen. Nach einem halben Jahr war das Kloster fertig. Das war die erste Klostergründung des hl. Hyacinth. Als Erstlingswerk war es ihm besonders lieb. Dennoch litt es ihn nicht dort. Der Seeleneifer trieb ihn fort. Er setzte den deutschen Bruder Hermann als Prior ein und reiste weiter durch Oesterreich, Mähren, Schlesien. Den freudigen Empfang in Krakau können wir uns kaum vorstellen. Das gläubige, für alles Schöne und Religiöse leicht zu begeisternde polnische Volk freute sich der neuen Missionäre. Insbesondere freute sich naturgemäß der Oheim des hl. Hyacinth, der Bischof Jvo von Krakau.

Eine der schönsten Kirchen wurde ihnen eingeräumt. Bald stand ein großes Kloster für sie fertig.

Hier fehlte es nun dem hl. Hyacinth und seinen Mitbrüdern an nichts. Sie hatten viele und dankbare Arbeit, mannigfache Ehren und alles in Fülle, was sie für ihre körperlichen Bedürfnisse brauchten. Da zeigte sich beim hl. Hyacinth so recht der echte Seeleneifer, der durch Entfagung und Strenge gegen sich selbst, durch Gebet und rastlose Selbstheiligung die Seelen von Gott zu erringen sucht.

Sein Biograph sagt von ihm: Hyacinth führte ein strenges, entsagungsvolles Leben. Oft fastete er bei Wasser und Brot. Eine eigene Lagerstätte hatte er nicht. Meistens weilte er in der Kirche. War er vollständig erschöpft, so ließ er sich an irgend einem stillen Orte zu kurzer Ruhe nieder. Die Stunden des Tages widmete er dem Predigen und Beicht hören; gab Trost, Rat und Auskunft, denen die in Not und Bedrängnis ihn aufsuchten. Die Stunden der Nacht gehörten zum großen Teile dem Gebete und dem Studium. Dabei achtete er sorgsam auf Gefälligkeit des äußeren Wesens und auf Sauberkeit seines Gewandes. Er war zarten, liebenden Gemüths, voll Teilnahme an fremdem Leid und Weh. Oft sah man ihn mit den Traueraden bitterlich weinen. Aber das überströmende Gefühl seines Herzens tat keinen Eintrag der Beweglichkeit und Tätigkeit seines Geistes. Die Tränen, die sein Auge umflorten, trübten seine Einsicht und Umsicht nicht. In allen Lebensangelegenheiten war er ein weiser und treuer Ratgeber für Zeit und Ewigkeit, gleich geschätzt und gesucht vom höchsten Adel, wie vom niedrigsten Landvolke.

Indes sein glühender Seeleneifer ließ ihn keine Ruhe finden in der Stadt, wo er fast auf Händen getragen wurde. Erst durchwanderte er die Provinzen des Landes, predigte in allen Hauptstädten. Dann wandte er sich nach Preußen, Pommern und an die Gestade des baltischen Meeres. Die Klöster und Missionsschulen, die er in Kamin, Kulm, Königsberg, Elbing, auf der Halbinsel Gedansel (wo später Danzig) stiftete, waren Beweise und Früchte seiner rastlosen apostolischen Wirksamkeit. Statt sich mit diesen herrlichen Erfolgen zu begnügen, waren sie für ihn nur ein Ansporn zu noch größeren Anstrengungen: er setzte über das Meer nach Dänemark; durchreiste predigend und lehrend Schweden, Norwegen und Schottland. Dann kam er zurück und begab sich zu den Hirtendörfern in Kleinnorland. Von dort drang er vor bis an die Ufer des Schwarzen Meeres und an die Küsten von Asien. Von hier wandte er sich nördlich in das Großfürstentum Moskau und kam in die große Russenstadt Kiew, wo er vier Jahre blieb und ein größeres Kloster gründete. Wer die Kriegslarve des Ostens in die Hand nimmt und denkt an die ungeheuren Marschleistungen unserer tapferen Soldaten, der wird einigermaßen die ungeheuren Schwierigkeiten solcher Reisen würdigen können.

Wie konnte ein einzelner Mann solche Reise-schwierigkeiten der damaligen Zeit überstehen? Sein Seeleneifer zeigte ihm die Not und das Elend der Völker und zeigte ihm die schönen Erfolge seines Wirkens: Viele Heiden und Mohamedaner konnte er taufen, Ueberbleibsel des Götzendienstes ausrotten, viele Schismatiker Russlands in den Schoß der katholischen Kirche zurückführen.

Um diese Zeit drangen zahlreiche kriegerische Horden der Mongolen von Osten nach Westen. Sie kamen durch China, bis an den Indus, über die kaulasische Landenge in die Steppen an der Wolga. Wohin sie kamen, da war „kein Seufzender, noch Weinender, sondern alle lagen tot.“ Im Jahre 1237 brachen fünfmalhunderttausend Reiter in das südöstliche Rußland ein. Bald standen sie vor den Toren Kiew's, der prachtvollen alten Hauptstadt Rußlands mit ihren glänzenden Kuppeln und stolzen Thürmen. Aller Widerstand war umsonst. Im Sturme drangen die Barbaren in die Stadt. Schon wurden die Klosterpforten eingebrochen. Der hl. Hyacinth feierte gerade das hl. Messopfer. Den Speisefleisch mit dem Allerheiligsten in der Hand,

will er die Kirche verlassen. Da ruft ihm, wie die Legende berichtet, eine große Marmorstatue der Mutter Gottes, vor der er oft gebetet, deutlich die Worte zu: „Mein Sohn Hyacinth, nimm mich mit!“ Voll Vertrauen faßt er die schwere Statue, und o Wunder! er fühlt kein Gewicht. So geht er im vollen Priesterornat, in der einen Hand den Speisekelch, in der anderen Hand die Muttergottesstatue, unverfehrt mitten durch die Feinde. Wie berichtet wird, fährt er, samt seinen Mitbrüdern, auf seinem ausgebreiteten Mantel hinüber über den breiten Dnjepr. Sie kamen nach Krakau, wo sie jubelnd aufgenommen wurden. Zwei Jahre gönnte er sich Ruhe. Er war schon alt und schwach. Aber der Seeleneifer sagt niemals: es ist genug!

Zu Fuß, ohne Dolmetsch, oft ohne Führer, ohne Gepäck, ohne Waffen, ohne Geld, nur mit unbegrenztem Gottvertrauen ausgerüstet, durchzog er die große Tartarei, drang bis nach Tibet, kam in das nördliche China. Unbeschreiblich sind die Mühen und Leiden, die er erduldet. Die ekelhaftesten Speisen mußte er genießen, oft unter freiem Himmel übernachten; Schnee und Eis versperrten ihm den Weg; reizende Gebirgsströme, schauerliche Abgründe strekten sich ihm entgegen; wilde Tiere und feindselige Menschen bedrohten sein Leben. Aber gottvertrauend verklärte er das Kreuz und nach 500 Jahren fanden Brüder seines Ordens dort noch Spuren seiner Wirksamkeit.

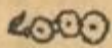
Vierzehn Jahre dauerte diese ungeheure Missionsreise. Sieben tausend Meilen hat er durchwandert. Als 72-jähriger Greis lehrte er nach Krakau zurück. Er schaute sich, Jesus und Maria im Himmel zu schauen. Maria verkündigte ihm, daß er am Tage ihrer Himmelfahrt sterben werde. So geschah es. Mit den Worten: „Auf dich, o Herr, habe ich gehofft; in deine Hände empfehle ich meinen Geist!“ legte er sein mildes Haupt, am 15. August 1257, zur Ruhe nieder. Die Geschichte seiner Wunder füllt 35 Folienseiten.

St. Hyacinth zeigt der nach dem Materiellen so rastlos hastenden Welt, welches des menschlichen Strebens würdiger Gegenstand ist: die unsterbliche Menschenseele.

Wer eifern rettet seiner Brüder Seelen,
Verkauft Gott die köstlichsten Juwelen;
Empfängt von ihm die reichste Himmelkronen,
Und herrscht mit ihm auf einem Herrscherschone.“

(Silber's R. Legikon.)

Von P. H. Sch., O. F. M.



Weggeleit zum Glücke

Von P. H. Sch., O. F. M.

Von den Geboten Gottes.

Wie sündigt man gegen die Hoffnung?

Die Tugend der Hoffnung gehört zur inneren Gottesverehrung, denn durch die Hoffnungen erkennen wir Gottes Güte oder Barmherzigkeit, Gottes Treue und Macht an.

Die Tugend der Hoffnung gehört aber auch so recht zum inneren Glücke des Menschen. Oft wird der Mensch im Sturme dieses Lebensmeeres hin- und hergeworfen; Sorgen und Leiden, äußere Bedrängnisse und innere Unruhe umbrausen ihn, daß er fast die Besinnung verliert. Wohl dann dem gläubigen Christen, der durch die Hoffnung, wie mit einem Anker, sich festklammert an Gott, dem der freundliche Stern der Hoffnung mitten unter Tränen ein Lächeln auf das Antlitz zaubern kann.

„Wenn die Hoffnung nicht wäre.“

Um so schlimmer, wenn man gegen die Hoffnung sündigt. Gegen die Hoffnung aber können wir auf dreierlei Weise uns veründigen:

1. wenn wir zu viel hoffen,
2. wenn wir zu wenig hoffen,
3. wenn wir garnicht hoffen.

Zu viel hoffen — das ist die Sünde der Vermessenheit oder des vermessenen Vertrauens.

Wir dürfen allerdings sehr viel hoffen von Gott, nämlich: Verzeihung unserer Sünden, die Gnade Gottes und endlich den Himmel. Jawohl, der Himmel ist unsere Hoffnung. Deswegen ist der gute Christ schon jetzt mit seinen Gedanken so gern im Himmel. Es geht ihm, wie den Zugvögeln im Herbst. Wenn es bei uns trüb und kalt wird, dann läßt es ihn keine Ruhe mehr; es drängt und treibt sie fort in eine bessere Heimat. — So findet auch der fromme Christ auf Erden keine Ruhe. Die Hoffnung zieht ihn himmelwärts, wo seine ewige Heimat ist.

Auch zeitliche Güter dürfen wir von Gott erhoffen. Jesus selber lehrt uns beten: „Gib uns heute unser täglich Brot“. — Wenn wir nun also Ewiges und Zeitliches in so hohem Maße hoffen dürfen, wie können wir uns dann durch „zu viel“ veründigen?

Alles, was wir von Gott erhoffen, dürfen wir nur deswegen erhoffen, weil der unendlich mächtige, barmherzige und getreue Gott es uns versprochen, und weil Jesus Christus es uns verdient hat. Wenn wir nun etwas erhoffen, ohne daß diese zwei Bedingungen eintreten, dann hoffen wir in sündhafter Weise zu viel oder wir sündigen durch Vermessenheit.

Durch Vermessenheit sündigt, wer nach dem Beispiele des Pharisäers auf seine guten Werke ein solches Vertrauen setzt, daß er meint, Gott müsse ihm die Seligkeit geben. Dem sagt der göttliche Heiland: „Wenn ihr schon alles euch Aufgetragene vollzogen habt, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte, was wir getan haben, war unsere Schuldigkeit.“ Luk. 17, 9.

Durch Vermessenheit sündigt, wer in einer Krankheit oder in einer sonstigen Bedrängnis die natürlichen Mittel nicht anwenden will, indem er hofft, Gott werde ihm durch ein Wunder helfen. Ebenso sündigt derjenige, der sich mutwillig in eine Gefahr begibt in der Hoffnung, Gott werde ihn bewahren. Solche wollte Jesus bekehren, als er auf der Finne des Tempels dem Teufel antwortete: „Es steht geschrieben: „Du sollst den Herrn, deinen Gott nicht versuchen.““

Durch Vermessenheit sündigt, wer durch den Gedanken an Gottes Barmherzigkeit sich zu neuen Sünden verleiten läßt, — wer denkt, er könne deswegen weiter sündigen und die Belehrung aufschieben, weil Gott barmherzig ist. Ein solcher Mensch spricht bei der Sünde: Gott ist barmherzig, er verzeiht mir schon wieder; ich kann ebenso leicht von zehn Sünden Verzeihung erlangen, als von einer einzigen. In diesem Verfahren liegt eine sehr häßliche Gesinnung: Unmittelbar vor der Sünde oder bei der Sünde kommt ihm der ausdrückliche Gedanke an die Güte und Barmherzigkeit Gottes. Da müßte er vor der Sünde zurückschrecken und sich sagen: Diesen guten Gott beleidige ich nicht mehr. Statt dessen sagt er sich: Ich setze meine Mißhandlungen fort. Drohend mahnt die hl. Schrift: „Denke nicht, der Herr ist überaus barmherzig, er wird sich immer erbarmen, wenn ich gleich noch so viel gesündigt habe. Ja, zur Barmherzigkeit ist er bereit, aber ebenso bereit, zu strafen die Gottlosen. Verschiebe es nicht, dich zum Herrn zu bekehren; plötzlich werden seine Strafgerichte kommen und dich am Tage der Rache verderben.“ (Ecol. 5, 4—10.)

Zu Paris im Gefängnis lag ein junger Sträfling. Der Priester besuchte ihn und mahnte, das Sacrament der Buße zu empfangen. „Werde warten bis nächste Ostern“, war die Antwort. Am anderen Morgen kommt der Priester wieder. Der Sträfling lag im Bett. „Es wird nicht schlimm sein“, sagte die barmherzige Schwester, „er hat bloß über Kopfweh geklagt“. Der Priester tritt zum Bette hin. — Der Sträfling war tot. — Für immer war die Beichte aufgeschoben.

Zu wenig hoffen — das ist die Sünde des Mißtrauens. Es muß beleidigend sein für Gott, wenn er sieht, daß wir so wenig auf sein Wort, auf seine Macht und seinen guten Willen bauen.

Unsere Hoffnung muß sein wie die Hoffnung Abraham. Abraham war kinderlos, er und seine Frau bei Jahren. Und dennoch: als Gott ihm versprach, er werde Vater vieler Völker sein, mißtraute er keinen Augenblick. Er hoffte „wider die Hoffnung“.

Durch Mißtrauen sündigen viele Menschen, die es nicht einmal wagen, mit vollem Vertrauen Gott um etwas zu bitten, oder die verzagt werden, wenn ihre Gebete nicht gleich Erhörung finden, oder die auch dann, wenn sie redlich das Ihrige tun, allzu ängstlich und gedrückt in die Zukunft blicken.

Durch Mißtrauen sündigte selbst Moses in der Wüste. Gott sprach zu ihm: „Schlage mit deinem Stabe den Felsen dort, so wird Wasser herausfließen.“ Moses zweifelte, ob Gott noch einmal so ein großes Wunder für sein undankbares Volk wirken werde. Zur Strafe kam er nicht ins gelobte Land.

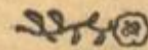
Durch Mißtrauen sucht der Teufel manchen Menschen von der entschiedenen Hinwendung zu Gott abzuhalten, indem er ihm einflüstert: Wie wird es dir ergehen wegen deiner Sünden? — Gott kann dir doch nicht immer wieder verzeihen. — Unglücklich der Mensch, der auf solche Einflüsterungen hört: Das Mißtrauen auf Gott drückt ihn nieder, vergällt ihm all seine Lebensfreude, lähmt seine Arbeitslust und hemmt seinen Aufschwung zu Gott, der mit ausgebreiteten Armen auf ihn wartet.

Garnicht hoffen — o, das ist die Sünde der Verzweiflung. Das ist die Judasünde! Der hl. Hieronymus sagt: „Judas hat sich schwerer veründigt, da er an der Verzeihung verzweifelte, als er Jesum verriet.“ — Mag der Mensch noch so viele Sünden getan haben, mag er noch so häßlich gegen Gott gehandelt haben, mag er tausendmal sein Wort wieder gebrochen haben: in dem Augenblicke, da er seine Sünden verabscheut, Gott demütig um Verzeihung bittet und gerne bereit ist, von jetzt an gegen die Sünde zu kämpfen — in demselben Augenblicke betrachtet ihn Gott als seinen Bundesgenossen gegen die Sünde, nimmt ihn mit Freuden auf und hilft ihm kämpfen. Verzweifelt er aber, dann sügt er damit Gott dem Herrn eine neue furchtbare Beleidigung zu und sich selber öffnet er weit die Höllenspforte.

Der fromme Christ vertraut nicht vermessenlich, sondern der Gedanke an die Barmherzigkeit Gottes treibt ihn an zur Liebe Gottes und hält ihn ab von der Sünde. Der fromme Christ läßt aber auch kein Fünkchen Mißtrauen im Herzen aufsteigen. Aufwärts blickt er und denkt: Gott weiß es besser; er verläßt mich nicht. Wie der hl. Franz Xaver kann er dann auch einmal getrost im Sterben beten: „Auf Dich, o Herr habe ich gehofft; ich werde in Ewigkeit nicht zuschanden werden!“ (Ps. 30, 2.)

„Und ob mein Schiff vor Anker liegt,
Bei ganz konträrem Winde:
Ich hab' die Hoffnung immer noch,
Daß ich den Hafen finde.“

(Herrn. Stehl.)



Stille Kameraden!

Reise weint der Regen durch die Nacht.
Der stillen Kameraden hab ich gedacht,
Der stillen Kameraden in Ost und West,
Die der Tod nicht mehr aus seinen Armen läßt.
Der stillen Kameraden in Nord und Süd,
Denen nie mehr Leben und Liebe blüht.

Nachend und jugend, Männen am Helm und Gewehr,
Hinausgezogen sind wir groß und grau wie das Meer,
Brachen trotzige Männen, stuteten in unserer Feinde
Land,

rot wurde der Erde, rot von Blut und Staub,
Feinde wichen, Horn und Trommel klang.

Stille Kameraden: Euch ward der Tag!

